

MehrWERT: „Genug“ aus dem Glauben schöpfen

Referat von Thomas Weissenborn, StopArmut-Konferenz in Aarau (Schweiz), 25. März 2023

Hinweis: Es gilt das gesprochene Wort

Liebe Geschwister!

Warnhinweis: Ihre Träume können dem Klima schaden!

Lassen Sie mich zu Anfang meines Impulses eine kleine Begebenheit erzählen, die in Deutschland vor ein paar Wochen hohe Wellen geschlagen hat. Im vergangenen Jahr sind zwei Aktivisten der „Letzten Generation“, die vielerorts mit Straßenblockaden für mehr Klimaschutz demonstriert, zu einem privaten Aufenthalt nach Thailand geflogen. Weil sie deswegen einen Gerichtstermin verpasst haben, wurde die Sache publik und von den Medien dankbar aufgegriffen.

Nachdem der Vorwurf der Heuchelei und Doppelmoral im Raum stand, haben sich die beiden aktivistischen Klimaflieger am 2. Februar in einem Beitrag in der alternativen Tageszeitung „taz“ selbst zu Wort gemeldet.¹ Ihre Argumentation bestand darin, dass sie sich mit ihrem Thailandaufenthalt einen „langjährigen Traum“ erfüllt haben, was nur durch eine Flugreise möglich gewesen sei. Der ganze Beitrag lebt von der fast schon religiös zu nennenden Überzeugung, dass Menschen ihre Sehnsüchte verwirklichen sollten, ja, dass diese selbst dann nicht verhandelbar sind, wenn das eigene Gewissen dagegen spricht. Deshalb sei es Aufgabe „der Politik“ dafür zu sorgen, dass „für das Klima schlechte Entscheidungen“ verhindert werden. Mit anderen Worten: Zwei hauptberufliche Aktivisten, die ansonsten gern vom „zivilen Ungehorsam“ reden, rufen nach einem staatlichen Verbot, weil sie sich selbst nicht in der Lage sehen, trotz Gewissenbissen ihren eigenen klimapolitischen Überzeugungen nach zu leben.

Ich möchte hier gar nichts werten, das ist nicht meine Aufgabe heute Morgen. Ich habe die Geschichte nur deswegen erzählt, weil sie anschaulich macht, dass wir es bei unserem Konsumverhalten nicht einfach nur mit einer beliebig veränderbaren Lebensweise zu tun haben, sondern mit etwas viel Größerem und Tieferem. Private Fernreisen mit dem Flugzeug werden offensichtlich selbst von überzeugten Klimaschützern als so sinnstiftend empfunden, dass der Einsatz für den Klimaschutz dahinter zurücktritt, obwohl er doch eigentlich viel sinnstiftender sein sollte. Bevor wir uns auf den Weg nach einem „Genug aus dem Glauben“ machen können, müssen wir uns also wenigstens kurz die Sinnstiftungszusammenhänge in der Konsumgesellschaft betrachten.

Konsum und Identität

Und damit sind wir bei der großen Revolution, die in unserer westlichen Welt vor rund zweihundertfünfzig Jahren stattgefunden hat und die unser heutiges Staats- und Gesellschaftsverständnis entscheidend prägt: In der Staatsführung entdeckte man die Idee der Volkssouveränität, wonach das Volk durch Wahlen und Abstimmungen selbst die Macht

¹ Vgl. <https://taz.de/Bali-Debatte-um-die-Letzte-Generation/!5909597> (09.02.2023).

übernahm. In der Ökonomie entwickelte sich der moderne Kapitalismus, in dem alle mit ihren Bedürfnissen und Fähigkeiten am Wirtschaftsleben beteiligt wurden. Und auch die Religionen wurden dazu gezwungen, ihre jeweiligen Wahrheitsansprüche durch friedliche Überzeugungsarbeit zu verteidigen, so dass auch hier ein Wettbewerb entstand.

Damit hat sich eine neue Ordnung herausgebildet, die in vieler Hinsicht ganz anders war als die alte. Vorher hatte man vor allem nach hinten geschaut, hatte sich an der Vergangenheit orientiert, an überlieferten Sitten und Rollenvorstellungen, an Tradition. Nun blickte man nach vorn in eine Zukunft hinein, die zunächst einmal offen war. Denn statt von oben herab, von Gott über die Kirche und die Fürsten hin zu den einfachen Leuten, sollten Politik, Wirtschaft und Religion von unten her neu aufgebaut werden. Die große Hoffnung bestand darin, dass das Beste für alle herauskommen würde, wenn alle sich mit ihren individuellen Bedürfnissen, Wünschen, Sehnsüchten, aber eben auch mit ihren Fähigkeiten und ihrem Engagement einbringen können – und zwar in allen Bereichen des Lebens.

Die dadurch neu entstandene Ordnung war deshalb von Anfang an von einem unerschütterlichen Fortschrittsglauben durchdrungen: Im Laufe der Zeit würde die Welt immer besser werden, der Hunger besiegt, die Krankheit überwunden, die Not gelindert und Konflikte würden immer mehr verschwinden. Das ist auch insofern eingetreten, als die Welt tatsächlich im letzten Vierteljahrtausend eine enorme Aufwärtsentwicklung hingelegt hat. Auch wenn der Fortschrittsglaube mittlerweile die eine oder andere Schramme davongetragen hat, ist er deswegen immer noch nahezu ungebrochen, was sich unter anderem daran zeigt, dass wir Entwicklungen in der Regel daran messen, ob sie „ihrer Zeit voraus“ sind oder uns „zurückwerfen“.

Das Paradigma des Fortschritts prägt nicht nur ganze Gesellschaften, sondern auch Familien und einzelne Individuen. Dass es den Kindern einmal besser gehen sollte als den Eltern, ist eine Grundüberzeugung, die vermutlich von den meisten Menschen auf diesem Planeten geteilt wird. In gleicher Weise sollte die eigene Biographie für die meisten als Aufstiegs Geschichte erzählt werden können: vom Zimmer zur Wohnung zum Haus, vom Fahrrad über das Moped zum Auto, von den Ferien auf Balkonien über den Campingurlaub zur Fernreise und so weiter. Vor diesem Hintergrund ist die Aufforderung zum Verzicht also weit mehr als nur ein Schwimmen gegen den Strom: Wir wenden uns damit gegen die DNA unserer gemeinsamen Grundüberzeugungen und zwar sowohl auf gesellschaftlicher wie auf individueller Ebene.

Ein zweiter Aspekt, der die Sache erschwert, besteht darin, dass für unser politisches, wirtschaftliches und religiöses Denken der Begriff der Selbstbestimmung zentral ist, weil alles nur dann im Sinne einer stetigen Weiterentwicklung funktionieren kann, wenn die jeweils geltende Ordnung in einem möglichst breiten Beteiligungsprozess immer wieder neu ausgebildet wird. Wir sind deshalb in einem Kontext aufgewachsen, in dem uns von verschiedenen Seiten vermittelt worden ist, dass wir Individuen sind, die ein Recht auf freie Entfaltung haben, das nur dann eingeschränkt werden darf, wenn damit die Entfaltung der anderen Individuen auf dem Spiel steht. Wie stark diese Grundüberzeugungen sind, zeigt sich unter anderem darin, dass man mit der Berufung auf das Selbstbestimmungsrecht des Einzelnen nahezu jede moralische oder ethische Diskussion gewinnt.

In einem offenen System, in dem es keine für alle verbindliche Traditionen, Rollenerwartungen, Lebensentwürfe und was auch immer gibt, in dem Grenzen etwas sind, was es vor allem zu überschreiten gilt, wird die Selbstbestimmung allerdings zu einer Lebensaufgabe, der wir uns

jeden Tag neu stellen müssen. Statt sie von irgendwoher zu übernehmen, müssen wir unsere Identität – das, was uns im Wesentlichen ausmacht, unsere Persönlichkeit – selbst entwickeln. Ich kann mich nicht mehr darauf berufen, dass ich als evangelischer Christ eben glaube, was alle evangelischen Christen glauben, als Bürger die Partei wähle, die man mit meinem sozial-ökonomischen Hintergrund wählt, und meine Vater- und Berufsrollen so ausübe, wie man sie eben so ausübt. Nein, wenn Fortschritt gelingen soll, darf all das nicht im Vorhinein festgelegt sein, sondern muss sich jeweils neu in einem immerwährenden Prozess entwickeln.

Das bedeutet jedoch nichts anderes, als dass sich jeder und jede von uns in einem ständigen Abstimmungs- und Aushandlungsprozess befindet, in dem wir unsere jeweilige Identität ausbilden und verändern. Ich muss heute nicht mehr der sein, der ich gestern noch gewesen bin, und erst recht nicht morgen so bleiben. Ja mehr noch: Hier in der Schweiz kann ich ein anderer sein als in Deutschland, auf der Arbeit jemand anderes als zu Hause und so weiter. Internet und soziale Netzwerke haben dabei die Möglichkeiten, aber auch die Herausforderungen, ins Unermessliche gesteigert.

Wichtig ist, dass wir verstehen, dass dabei die ganze Zeit über Statusverhandlungen stattfinden: Wir inszenieren uns, zeigen, wer wir sind und sein wollen, stellen uns als sportlich dar, als gebildet, liebenswürdig, spirituell, dynamisch, rebellisch oder was auch immer. Wir inszenieren uns als mögliche Gesprächspartner, Freunde, Seelenverwandte, als Parteigänger und Widerpart. In diesem großen Reigen spielt unser Konsum die entscheidende Rolle, denn über ihn definieren wir uns wie über nichts anderes: Wer oder was mein Gegenüber ist, wofür es steht, erkenne ich an den Medien, die es konsumiert, an der Nahrung, die es zu sich nimmt, an dem Outfit, das es trägt, an den Filmen, die es gesehen, und den Büchern, die es im Regal stehen hat. Ich sehe es an der Art, wie es wohnt, wie es sich fortbewegt, wie es seine Freizeit gestaltet.

Vor diesem Hintergrund erscheint auch der eingangs erwähnte Thailandflug in einem anderen Licht: Die beiden Aktivisten kommen aus einem Milieu, in dem man sich gern als weltgewandt und kulturell aufgeschlossen darstellt. Längere Aufenthalte im Ausland sind daher fast schon so etwas wie ein Muss und wenn es um interkulturelle Erfahrungen geht, hat Europa einfach weniger zu bieten als Südostasien. Der Verzicht auf die Verwirklichung ihres Traums könnte deswegen von den beiden als echte Einschränkung in der Entfaltung der eigenen Identität verstanden werden – was umso schwieriger wird, je mehr man sich in den entsprechenden Kreisen bewegt.

Wie wir also sehen, arbeiten wir gegen einen massiven Widerstand, wenn wir über ein „Genug“ nachdenken und das auch umsetzen wollen, weil Konsum und Identität bei uns so eng miteinander verwoben sind, ja, weil Konsumfragen Identitätsfragen geworden sind. In ihnen zeigt sich nicht nur, wer wir sind und sein wollen, sondern auch, ob wir uns als selbstbestimmte Wesen verstehen, die über ihr Leben frei entscheiden können. Noch schlimmer ist es mit dem Verzicht. Wenn die Entfaltung der eigenen Persönlichkeit ein zentraler Wert für unsere Identität ist, läuft Verzicht schon auf der Wortebene auf eine Beschneidung heraus, auf ein Zurücknehmen und damit auch Zusammenfallen. Bei der Identität müssen wir also ansetzen, wenn wir zu einem „Genug“ finden wollen.

Das Verrückte ist nun, dass Identität eigentlich gar nicht durch Konsum entstehen kann, sondern nur ihren Ausdruck darin findet. Identität ist zudem etwas, was wir uns nicht selbst geben können, sie muss uns vielmehr zugesprochen werden. Wir sind das, was unsere Umwelt in uns sieht und bestätigt, zumindest der Teil, der uns wichtig ist. Eine selbstgeschaffene

Identität ist deswegen immer mit großer Unsicherheit verbunden, mit dem Gefühl, dass andere in mir eigentlich etwas ganz anderes sehen als ich selbst. Ich muss deshalb jeden Tag aufs Neue beweisen, dass ich der bin, der ich eigentlich sein möchte, erfahre darin aber kaum Bestätigung, weil die anderen viel zu sehr damit beschäftigt sind, ihre eigene Identität herauszustreichen. Aus diesem Grund wirkt die fortschreitende Individualisierung auch so verheerend: Je mehr Menschen atomisiert werden und ihre Identität nicht mehr zugesprochen bekommen, sondern sie sich selbst erarbeiten müssen, desto verunsicherter werden sie – und damit auch anfälliger für die mit unserem Konsumverhalten verbundenen scheinbaren Identitätsversprechen.

Das Evangelium von der bedingungslosen Liebe Gottes

Auf dem Weg zu einem „Genug“ aus dem Glauben ist das deshalb der Ausgangspunkt: Predigen wir das Evangelium von der bedingungslosen Liebe Gottes. Verkünden wir, dass Gott wirklich jeden Menschen liebt, egal, wer er ist und was er getan hat. Machen wir den Menschen deutlich, dass sie sich diese Liebe nicht erkaufen können, dass sie das wirklich nicht können, weil das bei Liebe überhaupt nicht geht. Zeigen wir ihnen, wie unnötig es ist, der eigenen Identität hinterherzulaufen, weil sie doch längst da ist: Du bist Gottes geliebtes Geschöpf. Und Gott hat dir alles geschenkt, was du hast und bist – dein Leben, deine Gaben und Fähigkeiten, dein Umfeld, die Zeit und den Ort, in denen du dein Leben gestalten kannst. Nichts davon hast du dir erarbeitet, nichts davon hast du verdient, es ist alles Geschenk – und das nicht nur am Anfang deines Lebens, sondern in jedem Augenblick. Was immer wir tun, baut nur darauf auf, entfaltet das nur, schafft es aber nicht.

Das ist die Grundaussage, die Identität und damit Leben ermöglicht. Gott liebt uns wirklich bedingungslos, er hat uns schon geliebt, bevor wir überhaupt existiert haben, er hat uns sozusagen ins Leben hineingeliebt und liebt uns weiterhin. Das ist die Botschaft des Evangeliums – die wir leider einander viel zu wenig zusprechen. Und damit meine ich nicht in einer allgemeinen Form in der Predigt, sondern ganz persönlich.

Und beim Reden sollte es nicht bleiben. Lasst uns Rituale schaffen und alte wiederbeleben, die diesen Zuspruch unterstreichen und vermitteln. Das können die alten christlichen sein wie die Taufe und das Abendmahl oder neuere Formen wie das Gebet unter Handauflegung im Gottesdienst. Entscheidend ist, dass diese Rituale so gestaltet werden, dass tatsächlich Zuspruch vermittelt wird. Bei der Taufe sollte deswegen nicht das Bekenntnis im Mittelpunkt stehen, sondern die Zugehörigkeit. Auch beim Abendmahl geht es weniger darum, was die Teilnehmenden mitbringen müssen, sondern darum, dass Christus sich völlig hingibt, so sehr, dass er sich von uns im wahrsten Sinne des Wortes verzehren lässt. So sehr liebt uns Gott, so weit geht er in seiner Liebe zu uns, so eins möchte er mit uns werden!

Das mag jetzt vielleicht banal klingen, ist de facto aber ein echter Gegenentwurf zur Konsumgesellschaft, weil er uns von der Selbstbezogenheit zur Beziehung führt. Wir definieren uns nicht mehr von uns selbst her, sondern von Gott her und eröffnen damit auch eine Beziehung zu unseren Mitgeschöpfen. Deswegen sollten wir die damit verbundenen Herausforderungen nicht unterschätzen. Uns wird gesellschaftlich überall vermittelt, dass ein Mensch erst dann wirklich sich selbst findet, wenn er die anderen verlässt: dass man Beziehungsprobleme durch Trennung „löst“, dass Familienbindungen einengend sind, dörfliche Gemeinschaften muffig, dass „Boomer“ und Angehörige der „Gen Z“ in unterschiedlichen Welten leben und Frauen und Männer einander nie verstehen werden. Wir

arbeiten also wirklich gegen den Trend, wenn wir versuchen, Identität über Zuspruch und damit auch über Gemeinschaft und Zusammenhalt zu vermitteln.

Aber es gibt keinen anderen Weg. Denn theologisch betrachtet hat dies alles mit dem Liebesbegriff zu tun. Wie praktisch die gesamte antike Philosophie leitet die Bibel ihr Liebesverständnis von der Eltern-Kind-Verbindung her. Die Ur Liebe ist daher die Elternliebe, die Leben schenkt, annimmt und durch Hingabe ermöglicht. Das findet seinen Ausdruck darin, dass von Gott dem Schöpfer als Vater und gelegentlich auch als Mutter gesprochen wird, als demjenigen, der Leben schenkt und ermöglicht. Auch das Neue Testament geht von diesem Liebesbegriff aus, indem es die Liebe Gottes in Jesus mit Worten der Hingabe beschreibt. „Es gibt keine größere Liebe, als wenn einer sein Leben für seine Freunde hingibt“, lesen wir im Johannesevangelium (15,13 EÜ). Geben ist deshalb nicht nur seliger als Nehmen (Apostelgeschichte 20,35), sondern wird generell auch als sinnstiftender erfahren.

Vom Ich zum Wir

Und damit kommen wir einem „Genug“ aus dem Glauben wieder einen Schritt näher. Zur echten Liebe, zur Hingabe gehört nämlich die Beschränkung. Wenn Eltern ihren Kindern bedingungslose Annahme und ein liebevolles Zuhause vermitteln wollen, müssen sie sich einschränken, müssen sie auf die Verwirklichung mancher Träume verzichten, vermutlich auch auf Karriereschritte und einigen Wohlstand. Im Mittelpunkt steht nämlich nicht mehr das Ich, sondern das Wir. Wenn es uns mit der Liebe ernst ist, können wir uns nur gemeinsam entfalten. Es geht nun nicht mehr darum, möglichst viel für mich selbst aus diesem Leben herauszuholen, sondern die Gemeinschaft als Ganzes voranzubringen.

Es ist deswegen sicher kein Zufall, dass das Christentum schon im Neuen Testament mit Worten aus dem Familienkontext beschrieben wird. Wir sind „Brüder“ und „Schwestern“, Gott ist unser „Vater“. Das, was für eine gut funktionierende Familie gilt, soll auch die Gemeinde bestimmen. Denn die Gemeinschaft verhilft nicht nur zu Identität, sie macht auch Hingabe und Verzicht überhaupt erst möglich. Und wie wir aus nicht wenigen psychologischen Studien ahnen, ist Einsamkeit für die meisten Menschen ein größeres Problem als fehlender Wohlstand. Wir können also verzichten, wir können ein „Genug“ finden, wenn es aus dem Glauben heraus geschieht, also eingebunden in eine Gemeinschaft, in der wir uns unserer Identität gewiss sind, in der wir vom Ich zum Wir gefunden haben und verstehen, dass wir nur gemeinsam weiterkommen.

Das wird allerdings nur gelingen, wenn in unseren Gemeinden die Nachfolge Jesu als ebenso zentral gesehen wird wie die Rechtfertigung des Sünders. Jesus ist nicht nur am Kreuz für unsere Sünden gestorben, er hat uns auch als Vorbild gezeigt, wie wahre Hingabe an die Gemeinschaft und damit ein gelingendes Leben aussieht. Das Ziel des christlichen Lebens ist deshalb die „Imitatio Christi“, also so zu werden wie er. Die Welt mit all ihren Konflikten ist so wie sie ist, weil wir nicht in der Lage sind, von der Gemeinschaft her zu denken, vom anderen her, sondern unsere eigenen Wünsche in den Vordergrund rücken. Dem können wir nur entgegentreten, wenn wir nicht bei der eigenen Vergebung stehen bleiben, sondern an unserem Charakter arbeiten. Wir sollen Jesu Persönlichkeit ähnlicher werden, seine Charakterzüge übernehmen – schließlich ist er *die* Persönlichkeit der Weltgeschichte, die am meisten die Gemeinschaft im Sinn hatte.

Die Illusion der Konsumgesellschaft ist ein unendliches Leben in Fülle, ein immer mehr und immer besser in allen Bereichen. Weil diese Illusion früher oder später, aber letztlich immer an der Wirklichkeit scheitert, produziert sie Frustration, Unzufriedenheit und Einsamkeit. Inmitten von Menschen fühlen wir uns allein, inmitten von Gütern kommen wir uns arm vor, wir leben weit über dem Niveau früherer Fürsten und haben doch das Gefühl, dass es noch nicht reicht. Je mehr wir allerdings anhäufen, desto mehr werden wir dereinst zurücklassen müssen. Wir sollten uns deshalb auf die Qualität des Lebens konzentrieren, nicht auf die Quantität unseres Konsums. Und wenn wir diese Welt einmal hinter uns lassen werden, werden wir nur uns selbst mitnehmen können. Nicht unseren Besitz, sondern allein unseren Charakter werden wir in die Ewigkeit mitnehmen. Deswegen lohnt es sich, in diesem Leben vor allem an ihm zu arbeiten.

Über das Ende hinaus denken

Und damit bin ich bei dem schwierigsten Punkt heute Morgen: Es ist eigentlich eine Binsenweisheit, dass unser Leben endlich ist und wir alle eines Tages sterben werden. Ähnlich banal ist die Erkenntnis, dass wir schon mitten im Leben vom Tod umgeben sind, dass uns also vieles im Leben an den Tod erinnert und auf ihn vorbereiten sollte. Krankheit und Leiden, diverse Einschränkungen, die mit dem Altern verbunden sind, der Abschied von Lebenszielen, die sich einfach nicht mehr verwirklichen lassen, und vieles mehr. Im besten Fall beschreibt unser Leben also eine Kurve – wir wachsen heran und bekommen immer mehr Möglichkeiten, sind dann auf dem Höhepunkt unserer Leistungsfähigkeit und erfahren anschließend ein stetig zunehmendes Eingeschränktwerden.

Das „immer mehr, immer weiter, immer schneller“ der Konsumgesellschaft bildet das jedoch überhaupt nicht ab, weswegen sie uns auch gar nicht darauf vorbereitet, dass es eines Tages zu Ende gehen wird. Stattdessen lehrt sie uns, den Tod zu verdrängen und auch seine Vorboten auszublenden. Und wenn uns das nicht gelingt, weil sie zu stark sind, eröffnet sie uns als einzigen Ausweg die Betäubung. Nur auf diese Weise kann der Konsum den Schmerz besiegen – wenn auch nicht für lange.

Der Weg Gottes führt in die völlig entgegengesetzte Richtung: Statt dem Leiden auszuweichen, geht er ins Leiden hinein. In Jesus wird Gott Mensch und nimmt das Leiden auf sich, trinkt den „Kelch“ bis zu Neige, indem er am Kreuz stirbt. Damit ist nicht nur eine gewaltige Aufwertung des Leidens verbunden, sondern auch der Leidenden. In Jesus identifiziert sich Gott mit ihnen so sehr, dass Jesus sagen kann: „Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“ (Matthäus 25,40) In den Leidenden begegnen wir Jesus und damit Gott selbst.

Und dabei geht es nicht nur um eine flüchtige Begegnung, wir sind vielmehr dazu aufgefordert, uns wie Gott auch selbst ins Leiden hineinzubegeben. „Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir“, fordert Jesus seine Nachfolger auf. „Denn wer sein Leben erhalten will, der wird's verlieren; wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird's finden.“ (Matthäus 16,24f)

Das ist nicht als Spaßbremse gemeint, sondern als echte Lebenshilfe: Wenn wir nur ohne Leid und Schmerz glücklich sein können, werden wir über weite Strecken unseres Lebens unglücklich sein und in den Zeiten dazwischen bequem und mimosenhaft. Nichts formt den Charakter so sehr wie der Umgang mit unangenehmen Herausforderungen, nichts verleiht

unserer Persönlichkeit eine solche Tiefe wie ein durchstandenes Leid, nichts bindet Menschen enger zusammen wie ein gemeinsamer Schmerz. Auch das geschieht übrigens nicht automatisch, unser Charakter wird nie gegen unseren Willen geformt. Wir müssen dazu das Leiden wenn auch nicht suchen, so doch wenigstens annehmen. Wie beim sportlichen Training müssen wir uns auch bei der geistlichen Übung den Herausforderungen stellen, um zu wachsen. Auf dem Weg dahin werden wir allerdings erleben, wie ein Lebensglück aussieht, das überhaupt nichts mit Konsum zu tun hat. In seinem Brief an die Philipper hat der Apostel Paulus das so beschrieben: „Ich habe gelernt, mich in jeder Lage zurechtzufinden: Ich weiß Entbehrungen zu ertragen, ich kann im Überfluss leben. In jedes und alles bin ich eingeweiht: in Sattsein und Hungern, Überfluss und Entbehrung. Alles vermag ich durch den, der mich stärkt.“ (Philipper 4,11-13 EÜ)

Der, von dem hier die Rede ist, Jesus selbst, lehrte seine Nachfolger, das Leben vom Tod her zu betrachten. Weil diese Welt nicht unsere letzte Station ist, weil wir in ihr nur das wandernde Gottesvolk sind, sollen wir uns nicht an sie binden. Alles, was wir anhäufen, macht uns den Abschied nur schwerer – den Abschied, der unweigerlich kommen wird. Wir können unser Leben vielleicht etwas verlängern, aber nicht ins Unendliche. Die Begrenztheit gehört also ganz entscheidend zu unserer Identität. Wir können sie durch unser Konsumverhalten zwar leugnen, aber eben nicht für immer. Eines Tages wird sie uns deshalb einholen und dann überraschen. Dem reichen Kornbauern im Gleichnis, der sich mit seinen vollen Scheunen zur Ruhe setzen möchte, ruft Jesus daher zu: „Du Narr! Noch in dieser Nacht wird man dein Leben von dir zurückfordern. Wem wird dann das gehören, was du angehäuft hast? So geht es einem, der nur für sich selbst Schätze sammelt, aber bei Gott nicht reich ist.“ (Lukas 12,20f EÜ)

Es wird daher Zeit, dass wir uns zu einem „Genug“ aufmachen. Wir müssen einüben, etwas zu sein ohne zu haben, uns an der Welt zu erfreuen ohne zu besitzen, das Leben zu genießen ohne dafür etwas leisten zu müssen. Bequem wird das nicht, aber es ist möglich, wenn wir aufhören, unserer Identität mit unserem Konsum zu verbinden.

Und dabei werden wir von der Hoffnung getragen, die alles andere in unserem Glauben überstrahlt: Dieses Leben ist nicht alles, deswegen müssen wir auch nicht verzweifelt versuchen, alles aus ihm herauszupressen. Wir gehen in eine Zukunft hinein, die von dem Gott geprägt ist, von dem wir auch herkommen. Wir sind geborgen in ihm. Deshalb sind wir nicht allein. Gott steht uns bei, und viele Menschen vor uns und um uns weisen uns den Weg. Lasst ihn uns also nicht alleine gehen.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!